

und die diesseits geforderte Kriegsentfchädigung hat er sich Frist erbeten.

Lob verdienen die Ausbauer, die Widerstands- fähigkeit, der Muth und die Gewandtheit der Soldaten. Zucht ist ihnen völlig fremd. Oft sprangen sie, um nur schnell an Land zu kommen und auf den Gegner zu stoßen, bis über den Kopf ins Wasser, nachdem sie Gewehr und Patronen einem schon an Land befindlichen Kameraden zugeworfen hatten. Bei den Ueberfällen zeigten sie sich zuverlässig. Auch bei den größten Strapazen verloren sie die Lust und Liebe zum Waffenhandwerk nicht.

Die mit verhältnißmäßig so geringen Verlusten in kurzer Zeit durchgeführte Niederwerfung der Valosos vermag einen Anhalt für den Werth der Polizeitruppe zu bieten. Der hier geschaffene Grundstein ist ein guter.

Der Exerzirmeister Lewonig hat das geleistet, was ich bei seiner Berufstrennung von ihm erwartete. Ueberall erwies er sich besonnen, umsichtig und energisch. Ihm ist es auch vor Allem zu danken, daß das Moximgeschütz stets gut funktionirte.

Gillwald hatte aus Begeisterung für die Sache gebeten, sich mir anschließen zu dürfen. Er hat sich als tapfer, entschlossen und überaus thätig erwiesen, überall war er als einer der Ersten an Land. Die größten Strapazen nahm er stets gern auf sich.

Anerkennenswerth war die Unerfahrenheit, Ruhe und Sicherheit, mit welcher der von S. M. Abt. „Hyäne“ zur Steuerung des „Soden“ zur Verfügung gestellte Oberbootsmannmaat Nachbar in den schwierigsten Situationen das Fahrzeug führte. Mit wofürer Virtuosität wußte er den „Soden“ stets der besten Landungsstelle zuzuführen. Ohne seine rühmenswürdige Geschicklichkeit hätten uns — insbesondere bei Landungsmanövern — bedeutende Verluste zugesügt werden können. Seine Opferwilligkeit ist des uneingeschränkten Lobes werth.

Ueber die Verhältnisse der Sklaven in Kamerun

hat der Kaiserliche Gouverneur unlängst bereits ausführliche Mittheilungen gemacht, welche auf S. 514 ff. des vor. Jahrg. zum Abdruck gelangt sind. Im Anschluß hieran berichtet er neuerdings noch das Folgende:

Daß im Schutzgebiete, soweit es bis jetzt bekannt geworden ist, Sklavenmärkte nicht existiren, und der Handel mit Sklaven nach den Küstengebieten zu mehr den Charakter von Gelegenheitskäufen hat, ist schon früher berichtet worden, ebenso daß die Sklaven meist aus so fernem Gegenden stammen, daß ihre Heimath auch nicht annähernd festzustellen ist. Ihre Sprache kennt Niemand, und erst wenn sie der Eingeborenen Sprache so weit mächtig geworden sind, daß sie sich verständlich machen können, ist es möglich, durch Ermittlung der Zeit, die sie brauchten, um den Weg bis zur Küstenzone zurückzulegen, sich an-

nähernd eine Vorstellung von der gewaltigen Entfernung zu machen, die sie jetzt von ihrer uns dem Namen nach nicht bekannten Heimath trennt. Die Mehrzahl von Sklaven, die ich befragen konnte, wie sie eigentlich von Sklaven gemacht worden seien, gaben mir an, daß sie so gelegentlich, wenn sie sich über die Markungen ihres Heimathsdorfes entfernt oder an einen Bade- oder Wasserholplatz begeben hatten, abgefangen und sofort weit weggeführt worden seien. Bei vielen Stämmen im Innern scheint der Kriegszustand oft bloß darin zu beruhen, daß sie sich gegenseitig Leute abfangen und als Sklaven verkaufen. Dies ist nach den mir gewordenen Informationen z. B. in den Ländern nördlich von Bali der Fall. Bei Gefangenen der Eingeborenen werden, soviel ich darüber erfahren konnte, überhaupt keine Gefangenen gemacht, weil Alles, was gefangen wird, sofort tödtet zu werden pflegt.

Soweit unsere Kenntniß des Schutzgebietes reicht, darf man wohl sagen, daß die Eingeborenen noch nicht raffinit genug sind, um Sklavenjagden durch Kriegszüge zu veranstalten, und daß ein großer Theil der philanthropischen Bestrebungen der Neuzeit, soweit das Schutzgebiet in Frage kommt, gegenstandslos ist.

Die Regierung des Schutzgebietes hat es sich zur Aufgabe gemacht, der Sklaverei systematisch zu Leibe zu rücken, ohne dabei militärische Macht zu eskaliren, was weder die beschränkten Mittel gestatten würden, noch ein vorhandenes Bedürfniß verlangt. Das erste Mittel ist die prinzipielle Nichtanerkennung eines Zustandes der Unfreiheit; demgemäß werden z. B. Klagen, welche die Sklaverei zur Voraussetzung haben, gar nicht angenommen, der Sklave wird ebenso behandelt wie ein Freier, er erscheint vor Gericht als Kläger und Beklagter auch im Verhältniß zu seinem Herrn; in Bezug auf Rechtslosigkeit stehen die Frauen den Sklaven nahezu gleich. Es mußte daher die Regierung auch hier Stellung nehmen und die rechtliche Gleichstellung der Frauen mit den Männern als Prinzip festhalten. Es erscheint in neuerer Zeit auch die Frau vor Gericht, und es besteht kein Anlaß, ihr die persona standi in iudicio streitig machen zu wollen.

Die Eingeborenen können sich allerdings mit dieser neuen Ordnung der Dinge nicht ausöhnen und haben in einer Petition an mich als einen ihrer Beschwerdepunkte gerade diese Thatsache hervorgehoben, aber vergeblich. Die heranwachsende Generation wird das als selbstverständlich annehmen, wegen sich die Alten noch sträuben.

Ein weiteres Mittel, die Sklaverei zu bekämpfen, besteht darin, das Bedürfniß nach Sklaven dadurch zu mindern, daß man die Freien zur Arbeit erzieht. Auch in dieser Richtung ist ein großer Fortschritt zu verzeichnen. Allein am Sapanbau in Kamerun werden jetzt, abgesehen von den aus der Krulüsse eingeführten Negern, 137 freie einheimische Eingeborene beschäftigt.

In den ersten Jahren der deutschen Schutzherrschafft wäre das nicht möglich gewesen, und auch jetzt noch verlohren es einzelne Duellat, diese freien Arbeiter wegen ihrer „sklavewürdigen“ Beschäftigung zu verhöhn, aber die große Mehrzahl der so arbeits-scheuen Eingeborenen hat schon jetzt das Vorurtheil abgelegt, als ob Arbeit entwürdig, und wird es mit der Zeit allgemein thun. Daß die Regierung auf dem Gebiete der Arbeiterfrage, die so innig mit der Sklavenfrage verknüpft ist, stetig vorwärts schreitet und keine Gelegenheit veräumt, die Sache zu fördern, beweist die Thatfache, daß von der Station Zaunde — drei Wochenmärsche von der Küste entfernt — im vorigen Monate 50 freie Arbeiter sich dem Bezirksamt Kribi zur Verfügung stellten. Ein kleiner Theil kam hierher, der größere dagegen wurde sofort von den arbeiterbedürftigen Faktoreien des südlichen Schutzgebietes verschlungen.

Wenn schließlich noch die Missionen ihre Thätigkeit weiter ausdehnen, so zweifle ich nicht, daß wenigstens in der Küstenzone des Schutzgebietes der Begriff „Sklave“ in nicht ferner Zeit historisch geworden sein wird.

Missionen und Araberthum in Ostafrika.

Die katholische Zeitschrift für die Antisklavereibewegung deutscher Zunge „Gott will es“ bespricht in einem längeren Aufsätze die Ereignisse der letzten Monate in Afrika, den Abfall Melis im Kitimandjara-Gebiete, den arabischen Aufstand im Songostaat und die betrübenden Vorfälle in Uganda. Sie kommt dabei zu dem Schlusse, daß an allem Unheil das Araberthum schuld sei, und daß nicht eher die Lage in Afrika sich bessern werde, als bis das Kreuz den Halbmond vernichtet habe. Um aber den Widerstand des Islam zu brechen, sei ein systematisches und entschiedenes Vorgehen notwendig.

„Von allen Küsten aus“, heißt es dann weiter, „ist Afrika mit einem Gürtel von europäischen Stationen eingeschlossen. Von dieser Operationsbasis muß ausgegangen werden. Staffelförmig müssen die Kultur und das Christenthum fortschreiten. Voran die Missionare, ihnen auf den Fersen, zu ihrem Schutze die militärischen Stationen, so daß Eins das Andere stützt, nur so läßt sich Afrika erobern. . . . Mit abenteuerlichen Zügen tief ins Innere ist nichts Anderes zu erreichen, als die Aufregung solcher Völkerschaften, welche noch nicht vorbereitet sind auf die nahehe Erlösung. Kommen solche Abtheilungen von Europäern dann obendrein, um Eisenbein und andere Marktwaaeren zu holen, so bringen sie damit die Sache der Civilisation in Verzug und schaden weit mehr, als sie nützen können. . . . Kriegerische Unternehmungen in jenem Lande dürfen nicht von Privaten ausgehen; nur die Staaten können solche beginnen und mit Nachdruck fortführen. Sache der Völker ist und bleibt die

Missionsthätigkeit.“ Von keinem verständigen Manne wird die hohe Bedeutung der Missionen für die Gewinnung Afrikas verkannt werden, und man wird es in kolonialpolitischen Kreisen nur freudig begrüßen können, wenn die christlichen Missionsgesellschaften sich zu noch größerer Thätigkeit auftraffen, als es bisher geschehen ist.

Aus dem Wahepe-Gebiet.

Lieutenant Prince, über dessen Expedition in das Wahepe-Gebiet in Nr. 21 des vor. Jahrg. berichtet wurde, hat einen vom 2. Oktober v. J. datirten Bericht eingereicht, welcher Aufschlüsse über die unser Gebiet bedrohenden Stämme, sowie Vorschläge zu deren wirksamer Bekämpfung enthält. Wir entnehmen dem Bericht Folgendes:

„Die Wambunga bewohnen das Gebiet zwischen Ruaha und Ulanga. Das Gebiet muß sehr bevölkert sein, denn die Mafiti unter Mitakata, etwa 1500 bis 2000, inzwischen von Kisiki, wo sie sich eine Zeit lang aufhielten, dorthin zurückgekehrt, spielen daselbst keine Rolle. Sie haben die Gegend am Mfolwe-Fluß besetzt, wo auch Mlang, der Bruder Mitakatas, mit etwa der gleichen Anzahl Anhänger ansässig ist. Deren Namen werden nicht unter den großen Häuptlingen genannt.

Oberhäuptling des ganzen Gebietes ist Tsambita, der den Namen seines verstorbenen Vaters, Nalioto, weiterführt. Er scheint mehr Schiedsrichter als wirklicher Oberherrscher zu sein. Nächst ihm werden genannt: Nubiki und Dwhangire.

Nalioto und Nubiki sollen noch kampflustig sein. Dwhangire wünscht anscheinend den Frieden.

Das Gebiet südlich des Ulanga steht unter der Herrschafft des Mpepo. Derselbe gehört zum Stamme der Lihuhu, so genannt wegen ihres Kampfrufs „hu! hu!“ Die Eingeborenen haben sich den Plural „Mahuhu“, das ist „Gehuschreier“, gebildet, eine Bezeichnung, die ich in einem früheren Berichte irrthümlicherweise als Häuptlingsnamen angegeben habe.

Wegen eines Erbstreites mit seinem Bruder wanderte Mpepo mit wenigen Tausend Lihuhu aus der Heimath am Njassa aus ins Gebiet zwischen Mlanga und Luwego, wo sie sich zwischen die dort wohnhaften Wambunga drängten und sich dieselben, trotz deren numerischer Uebermacht, unterwarfen. Mpepo herrscht nun unumschränkt vom Luwego bis zum Ulanga und übt eine Art Oberhoheit bis zum Ruaha hinaus, insbesondere auch über die am linken Ufer des Ulanga ansässigen Wambunga-Häuptlinge: Ngahoma, Magoha u. a. Um sich seinem Einflusse zu entziehen, war die Auswanderung Mitakatas erfolgt, welcher uns beim Stationsbau in Kisiki beifällig war; 14 der von ihm gestellten Arbeiter befinden sich noch jetzt auf der Station.

Eine Station bei Nalioto würde sehr vortheilhaft sein. Sie würde diesem ärgsten Schreier auf dem